

The background of the cover is a photograph of a yellow wall with green shutters and various potted plants. The plants are arranged in a tiered fashion, with some on a wooden crate, some on a metal shelf, and some hanging from a white pot. The overall scene is bright and colorful, typical of a Mediterranean setting.

Kurt-H. Weber · Hans-Gerd Sehn

Sizilien

*Ein Streifzug
durch Kunst,
Kultur und
Geschichte*

LAMBERT SCHNEIDER
Am besten lesen.

Federico De Roberto wurde zwar in Neapel geboren, ist aber in Catania aufgewachsen, von wo seine Mutter stammte. Die Schauplätze seines Romans kannte er also sehr genau. Vor Augen hatte er auch einen gewaltigen Gebäudekomplex, der oberhalb der Stadt thront, das Benediktinerkloster San Nicola. Die Lage ist fast schon symbolisch, denn der Konvent war ungeheuer reich und mächtig. Er gehörte zu den größten Grundbesitzern Ostsiziliens. Den Mönchen fehlte es an nichts; an ein Luxusleben waren sie ohnehin gewöhnt, denn sie stammten aus den ersten Familien des Landes. Die unheilige Allianz von klerikalen Kreisen und Feudaladel ist ein Bestandteil von De Robertos Sittengemälde. Das Fazit des Buches ist bitter: „Siehst du, früher als es noch Vizekönige gab, waren die Uzedas Vizekönige; heute gibt es Abgeordnete, und da zieht unser Onkel ins Parlament ein [...] Früher kam die Macht unserer Familie von den Königen; heute kommt sie vom Volk. Es hat sich gar nicht so viel verändert: nur die Vorzeichen sind vertauscht“, lässt De Roberto einen der Uzedas sagen. Das mündet schließlich in einen Geschichtspessimismus: „Die Geschichte ist nichts anderes als eine ewige Wiederholung; denn die Menschen waren und sind stets die gleichen. Nur die äußeren Bedingungen verändern sich.“

Auch Fabrizio Corbera Fürst von Salina, ist ein großer Herr, ein Fürst, einer, der mit dem König in Neapel von gleich zu gleich verkehrt. Er ist ebenso herrisch, ein Tyrann, vor dessen Zornesausbrüchen die Familie und die Dienerschaft zittern. Sie fügen sich ihm, dem Gebieter über Menschen, Land und Schlösser. Groß, kräftig und blond – das Erbe seiner deutschen Mutter –, ist er auch eine imposante Erscheinung, ein Mann, der seine Umgebung überragt. Kurz, er ähnelt dem Tier, das er in seinem Wappen trägt, er ist *Der Leopard*, den Giuseppe Tomasi di Lampedusa (1896–1957) mit seinem Romantitel verewigte. In Fabrizio Corbera Fürst von Salina, wirken noch die gewalttätigen Instinkte seiner Vorfahren. Auch ihre Allüren pflegt er. Er liebt Hunde, Pferde und die Jagd. Und doch nimmt er für sich ein, ja, er weiß diejenigen, die mit ihm umgehen, zu bezaubern, auch den Leser. Er hat nämlich Geist, und das unterscheidet ihn von seinen bornierten Standesgenossen, deren Wissen zumeist nicht über einige, die Familie betreffende genealogische Kenntnisse hinausreicht und die trotz des Raffinements der Lebensführung die Interessen von

Pferdeknechten teilen. Dabei hat Don Fabrizio keinen einfachen Charakter; in ihm bekämpfen sich zwei Regungen, die eine, seine deutsche Mitgift, besteht in der Neigung zu abstrakten Ideen und zu einem gewissen moralischen Rigorismus. Die andere, die auf seinen sizilianischen Vater zurückzuführen ist, beruht auf einer starken Sinnlichkeit und einer Trägheit, die den Dingen ihren Lauf lässt und die die Sizilianer gern als Hinterlassenschaft der Araber ausgeben. Ungewöhnlich für einen Mann seiner Gesellschaftsschicht ist die Beschäftigung mit Astronomie, mit mathematischen Berechnungen der Sternbahnen. Sie hat ihm internationale Anerkennung und Ehrungen eingebracht, und in seinem Palast in Palermo hat er sich ein Observatorium eingerichtet. Dass er sich keinen Illusionen über die politische und gesellschaftliche Entwicklung hingibt, dazu verhilft ihm sein scharfer Intellekt. Und es sind seine geistigen Fähigkeiten, die ihn in die Lage versetzen, Verständnis aufzubringen für Ansichten, die nicht die seinen sind. Er besitzt eben nicht die Engstirnigkeit seiner Kaste; die hochfahrende Art des Grandseigneurs ist gemildert, und es zeigt sich die Gutherzigkeit, die den Grund seines Wesens ausmacht. Der Zauber, der von ihm ausgeht, kommt zu einem guten Teil von seinen tadellosen Manieren. Sie bewahren ihn vor unbedachten Ausbrüchen seines heftigen Temperaments. Aber die guten Manieren bewirken weit mehr, sie verleihen dem Leben, selbst den gewöhnlichen Verrichtungen, Schönheit und Glanz. Durch sie wird aus einer „gemeinsamen Mahlzeit nicht notwendig ein Orkan von Kaugeräuschen und Fettflecken“, wie ein zum Gutsbesitzer aufgestiegener Bauer erstaunt feststellt. Und die Sorgfalt, die man auf seine Kleidung verwendet, findet nicht unbedingt ihren Grund in eitler Gefallsucht und in einem Hang zu Äußerlichkeiten. Es kann sich darin auch der Respekt und die Rücksichtnahme für das Gegenüber ausdrücken, ein Eingehen auf den Mitmenschen, den man nicht abstoßen, beleidigen, beschämen oder übertrumpfen will. So wird vom Fürsten berichtet: „Er zog nicht den Abendanzug an, um die Gäste, die offensichtlich keinen besaßen, nicht in Verlegenheit zu bringen.“ Wahre Höflichkeit und gefällige Umgangsformen beruhen auf Feingefühl, beruhen auf dem Takt, der aus der Aufmerksamkeit für den Anderen hervorgeht. Natürlich fällt etwas davon auf den zurück, der darüber verfügt, er zieht die

Sympathien auf sich. Der Autor sagt das mit einem Bonmot: Ein Mensch mit guten Manieren übe „eine Art vorteilhaften Altruismus“ aus. Don Fabrizio führt das Leben eines sizilianischen Magnaten von altem Adel. Er und seine Familie bewohnen einen prunkvollen Palazzo in Palermo. Und im Sommer, wenn sie aufs Land ziehen, residieren sie in einem nicht weniger imposanten Schloss. Dass diese Welt in die Brüche gehen wird, darüber kann sich der Fürst nicht hinwegtäuschen. Die Vorboten der Veränderung sieht er auf den Bergen vor Palermo, da brennen schon die Wachtfeuer garibaldinischer Aufständischer. Damit setzt die Romanhandlung ein. Es ist der Abend des 12. Mai 1860. Am Tag zuvor ist Garibaldi auf Sizilien gelandet, am 27. Mai wird er Palermo einnehmen.

Schon durch seine Herkunft ist das Weltbild des Fürsten von Salina konservativ geprägt. Das monarchische Prinzip hält er für den Garanten der Ordnung, des Rechts, des Glaubens, der Ehre und des Eigentums. Freilich weiß auch er, dass diese Idee von Herrschaft die richtigen Repräsentanten benötigt, denn die Idee selbst nimmt Schaden, wenn sich keine Personen finden, die sie überzeugend verkörpern. Dass die bourbonischen Könige dazu nicht geeignet sind, davon ist er überzeugt. Sie sind nur schwache Figuren, deren Regime längst morsch geworden ist. Eine Erneuerung ist also unausweichlich. In Garibaldi nun sieht er weniger den Patrioten, als vielmehr den Vollstrecker der politischen Programmatik Mazzinis. Wenn sich dessen demokratische Vorstellungen durchsetzen, argwöhnt er, so wäre er nicht mehr der „Fürst von Salina“, sondern nur noch der „Herr Corbera“. Seine Überlegungen nehmen eine bestimmte Wendung durch seinen Neffen Tancredi. Tancredi ist gewandt, charmant, liebenswert und – gerissen, aber vor allem ist er jung und voller Tatkraft. Auch er ist ein Fürst, aber völlig mittellos. Bei ihm, dem verwaisten Sohn der Schwester, vertritt Don Fabrizio die Vaterstelle, und zwischen beiden, zwischen Onkel und Neffen herrscht ein herzliches Einvernehmen. Tancredi hat beschlossen, sich den Garibaldinern anzuschließen und zum Abschied sagt er seinem Onkel einen Satz, der diesen ins Nachdenken bringt und der wie ein Schlüssel für das Verständnis der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung Siziliens wirkt: „Wenn wir wollen, dass alles bleibt, wie es ist, dann ist es nötig, dass alles sich

verändert.“

Den Übergang in die neue Zeit markiert die Volksabstimmung vom Oktober 1860. Ausführlich schildert der Roman dieses Ereignis, aus gutem Grund, denn es ist schicksalhaft für die weitere Entwicklung Siziliens. Nicht allein deshalb, weil damit der Anschluss an Italien vollzogen wurde, sondern auch deshalb, weil die Art, in der die Entscheidung herbeigeführt wurde, das politische Handeln auf der Insel prägte. Zu diesem Schluss kommt jedenfalls Lampedusa. Das überwältigende Votum für Italien – 99,5 Prozent der Wähler stimmten mit Ja – beruhte auf einem Betrug, das heißt, das Wahlergebnis war massiv gefälscht. Die historischen Zeugnisse sprechen für diese Darstellung. Das einfache Volk – ein hoher Prozentsatz bestand aus Analphabeten – wusste noch nicht einmal, worum es bei dem Plebiszit überhaupt ging. Viele hielten „Italia“ für die Frau des Königs. Dass die Sizilianer betrogen wurden in der historischen Stunde, in der sie dazu aufgefordert waren, ihre Zukunft aktiv zu gestalten, habe das politische Leben nachhaltig gelähmt, so Lampedusa.

Wer die Fälscher waren, macht der Roman ebenfalls deutlich. Sie gehören zu einer neuen Klasse von Emporkömmlingen und Geschäftemachern, die sich nicht scheren um Anstand, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit. Ihnen geht es einzig um hemmungslose Bereicherung, um die Anhäufung von Geld, Besitz und Macht, und sie schrecken auch nicht vor dunklen Machenschaften zurück, vor Lüge und Betrug. Einer dieser Parvenüs ist Don Calògero, listig, durchtrieben, geschäftstüchtig. Und obwohl der Fürst von Salina „dieses Häufchen von Schlauheit, schlechtsitzenden Kleidern, Gold und Ignoranz“ herzhaft verachtet, paktiert er doch mit ihm. Er kann sich der Einsicht nicht verschließen, dass Menschen wie Don Calògero zur neuen Herrenschaft gehören. Zwischen der schönen Tochter des Neureichen und seinem Neffen arrangiert er eine Hochzeit. Tancredi gelangt so in den Besitz eines großen Vermögens und kann eine steile Diplomatenkarriere im Königreich Italien machen, die seinen ehrgeizigen Ambitionen entspricht. Das, was er als Losung ausgegeben hatte, dass nämlich alles sich verändern müsse, damit alles bleibt, wie es ist, hat sich also bewahrheitet. Die Vertreter der Adelskaste nehmen auch weiterhin die obersten Ränge in der Gesellschaft ein. Dass er sich

bei diesem Handel nicht „herrenmäßig“ benommen habe, muss sich Don Fabrizio allerdings eingestehen. Er weiß auch, dass er einer der letzten seines Standes ist, eines Standes freilich, dessen Mitglieder durch Untätigkeit, Gedanken- und Verantwortungslosigkeit ihren Niedergang selbst verschuldet haben. „Wir waren die Leoparden, die Löwen: unseren Platz werden die kleinen Schakale einnehmen, die Hyänen“, stellt er resigniert fest.

Lampedusa schildert die Welt des sizilianischen Adels mit einem leisen Humor, der nicht zuletzt den Reiz des Buches ausmacht. Das Vergnügen daran lässt sich am besten durch Beispiele wiedergeben. „Er rieb das Ohr des Hundes so kräftig zwischen den Fingern, dass das arme Tier aufwinselte – geehrt, ohne Zweifel, aber leidend.“ Und als dem Hauskaplan eine ausnehmend schöne junge Frau vorgestellt wird, fallen ihm Verse aus dem nicht gerade züchtigen *Hohen Lied* ein. „Pater Pirrone, in aller Heiligkeit nicht unempfindlich gegenüber weiblichem Zauber, in dem er wohlgefällig einen unleugbaren Beweis für die Güte Gottes erkannte, fühlte all seine Widerstände vor der milden Wärme der Anmut dahinschmelzen; und er murmelte ihr zu: ‚Veni sponsa de Libano‘. (Danach musste er ein wenig dagegen ankämpfen, dass ihm nicht andere, glutvollere Verschen wieder ins Gedächtnis kamen.)“ Und doch spürt man in der Darstellung die Trauer um das Verlorene. Die Zeichen des Verfalls machen sich allenthalben schon bemerkbar, und es ist eine versunkene Welt, die Tomasi di Lampedusa heraufbeschwört, es ist die Welt seiner Vorfahren, denn der Fürst des Romans hat seinen Urgroßvater zum Vorbild. Er selbst hat den Verfall schmerzhaft erfahren, denn was ihm blieb von seiner Kindheit, das, woran er hing, wurde ausgemerzt. Als er in den 1950er-Jahren den *Leoparden* niederschrieb, gab es das Palais der Familie in Palermo nicht mehr. Es war von alliierten Bomben zerstört worden. Und von dem Landsitz in Santa Margherita Bélice, dem Donnafugata des Romans, stand nach einem Erdbeben nur noch eine unbewohnbare Ruine.

Die Vergänglichkeit und der Tod sind auch Thema des Romans, nicht nur in der Hinsicht, dass es um den Niedergang eines Adelsgeschlechts geht. Das Verlangen nach dem Tod sei ein Charakterzug der Sizilianer, ist Lampedusa überzeugt. Wenigstens